

Mensch zwischen sich und den Naturdingen eine scharfe Grenze zieht. Daß er dies nicht tut in bezug auf seine Abstammung, mit der er sich mitten in die Reihe der Naturobjekte hineinsetzt, das wissen wir schon. Sehen wir nun zunächst zu, ob sich der Naturmensch stets und in jedem Fall den Tieren gleichstellt oder nicht.

3. Kapitel.

Die Stellung des Primitiven zur Natur.

a. Naturmensch und Tier.

Wie wollen wir uns über die Stellung klar werden, in welcher sich der Naturmensch dem Tiere gegenüber fühlt? Wir könnten hier an die Tiersage denken, die im allgemeinen die Tiere den Menschen vollkommen gleichstellt. Allein, da wir es in dem Glauben an Verwandlung des menschlichen Körpers mit einem Zug des praktischen Aberglaubens zu tun haben, so erheischt es die Vorsicht, in unserer Erörterung über die Wurzeln dieses Glaubens alles auszuschließen, was verdächtig erscheinen kann, nicht echter Volksglaube, sondern Produkt dichterischer Phantasie zu sein.

Echter Volksglaube dagegen ist es, wenn, wie uns schon bekannt ist, die Seele in tierischer Form, als Seelentier, den Leib ihres schlafenden Inhabers verläßt. Sicherlich, dieser Glaube hätte zu unserer Zeit nimmer entstehen können, denn die Idee, die Seele entschlüpfe als Maus, als Wiesel, als Kröte, als Schlange u. s. w. dem Munde ihres Besitzers, stößt bei uns auf Ekel und Schauer. Selbst der Einwand, daß diese Maus oder Kröte gar kein wirkliches Tier, sondern eben die Seele sei, dürfte auf uns als mildernder Umstand keine große Wirkung tun. Der moderne Mensch ist gewohnt, sich hoch über den Tieren stehend zu fühlen, und lehnt eine allzu innige Beziehung zu einem Tiere oder Pseudotiere als widerlich ab. Dem Menschen primitiver Stufe kann aber das Seelentier nicht widerwärtig vorgekommen sein, sonst wäre die Vorstellung von ihm nicht entstanden und zu reicher Entwicklung gekommen. Folg-

lich muß der Naturmensch dem Tiere anders gegenüberstehen als der Kulturmensch.

Gleich unangenehme Gefühle, wie das Seelentier, erregt im modernen Menschen die Tierverehrung. Die Tatsache, daß Menschen voll Demut und Ehrfurcht irgend einem Tiere dienen, wie es der Tierdienst erfordert, berührt uns geradezu peinlich oder auch komisch. Denken wir hier an das klassische Land der Tierverehrung, an Ägypten. In geheiligten Hainen, so sagen Reisende, die Altägypten besuchten, standen herrliche Tempel, die der Andächtige mit frommem Schauer betrat, und war er unter Beobachtung ernster, würdiger, demutvoller Zeremonien bis zum Allerheiligsten fortgeschritten, so fand sich darin als der Gegenstand, dem die Anbetung, die Ehrfurcht galt, ein Bock, ein Affe, ein Hund, ein Stier, eine Katze oder ein anderes Tier (s. Wiedemann, Religion der alten Ägypter, S. 96). Das erweckte dann den Spott und die Verachtung der Fremden, während die Ägypter nicht verstehen konnten, was denn so Törichtes an ihrem Tierdienste sei. Sie beteten ja die Tiere nicht an, sondern den Gott, der in das Tier niedergestiegen war und dort dauernd oder vorübergehend sich aufhielt. Der Stier Apis wurde nicht angebetet als Tier, sondern weil man in ihm den Sonnengott Ptah weilend dachte; im Krokodil Suchos wohnte der Gott Sebák u. s. f. Neben den als dauernde Residenzen eines Göttergeistes angesehenen Tieren hielt der Ägypter noch eine Reihe von Tieren in Ehren, von denen er annahm, daß sie bestimmter Götter Lieblinge seien, in die sie zu zeitweiligem Aufenthalt einzufahren geneigt seien. Bei letzteren Tieren konnte man nie wissen, ob gerade der Gott einsaß oder nicht; jedenfalls gebührte so bevorzugten Tieren eine achtungsvolle Behandlung. Wenn also der Ägypter in dem heiligen Tiere seinen Gott wohnend glaubte, so konnte er auch den Gott im Tiere anbeten, darin liegt nichts Widersinniges. Allein, daß es den ägyptischen Göttern einfallen konnte, sich nicht nur in Menschen, was sie auch gelegentlich taten, sondern, und mit Vorliebe, in Tiere einzukörpern, das ist das Auffällige. Daß der ägyptische Gott sich offenbar nicht herabwürdigte, wenn er vor seinen Anbetern in einem Stier, Bock oder Affen erschien, liegt auf

der Hand. Denn sah der Ägypter das Tier tief unter sich, wie es der Kulturmensch tut, so erschien der Gott in einer unwürdigen Hülle. Da von dieser Anschauung bei den Ägyptern durchaus keine Spur zu finden ist, so kann das Verhältnis zwischen Tier und Mensch nicht dasselbe gewesen sein, wie es jetzt in der Kulturwelt besteht. Dem Ägypter kann das Tier keine tief unter ihm stehende Kreatur gewesen sein, er muß ihm eine ungefähr gleiche Stellung mit sich selbst eingeräumt haben.

Der Tierdienst ist nicht allein in Ägypten zu Hause, er läßt sich bei den verschiedensten Völkern nachweisen. Es hat aber keinen Zweck, noch weitere Beispiele für Tierverehrung beizubringen, da alle hier einschlägigen Prinzipien beim ägyptischen Tierdienst betrachtet worden sind. Stets wird geglaubt, daß in dem verehrten Tiere ein Gott oder eine Ahnenseele sich dauernd oder vorübergehend eingekörpert habe; das Tier ist nirgends das Objekt der Verehrung, sondern das in ihm einsetzende Numen. Da sich aber nirgendwo im weltweit verbreiteten Tierdienst die Idee nachweisen läßt, daß sich ein Gott, der sich in ein Stück Vieh verkriecht, der Anbetung seiner Anhänger nicht mehr würdig zeigt, da ferner die Götter, die menschliche Repräsentanten ihr eigen nennen, keinen Vorzug vor denen haben, die tierische Vertreter besitzen, so muß den Naturmenschen es ganz gleich erscheinen, ob der Gott im Menschen- oder Tierkörper weilt. Ist das aber der Fall, so muß die Stellung des Naturmenschen dem Tiere gegenüber eine andere sein, als sie heutzutage in der Kulturwelt ist. Als Träger oder Wirte der Gottseelen stehen Menschen und Tiere sich zweifellos gleich.

Wie kommen übrigens die Götter dazu, in Tiere oder Menschen einzufahren? Scheint nicht hier eine uralte Vorstellung zugrunde zu liegen, wonach die Götter überhaupt keine sichtbare Hülle besitzen, mit der sie in die Erscheinungswelt treten können? Wenn das so ist, wenn die Götter eine eigene materielle sichtbare Hülle nicht in der Meinung des Primitiven besitzen, dann sind sie unsichtbar. Woher kann eine solche Vorstellung von den Göttern aber nur stammen? Offenbar ist sie erdacht nach dem Vorbild und Muster, das die Vorstellung von dem Wesen der Menschenseele dem Primitiven an

die Hand gab. Daß wir in den ältesten Göttern Seelenmenschen potenziertes Wesen zu sehen haben, dafür spricht alle Wahrscheinlichkeit. Wenn wir den Seelenmenschen als das erste übersinnliche Wesen nehmen, das die Naturkinder geschaffen, dann kann ein Gott nicht ursprünglicher, primitiver auftreten denn als unsichtbares Wesen, das zum Zweck der Erscheinung in der Sinnenwelt eine dazu nötige fremde Hülle, einen Tier- oder Menschenleib sucht. — Aber bei dem Glauben, daß der Gott eines Trägers oder Wirtes bedürfe, um in die Erscheinungswelt zu treten, bleibt die primitive Welt nicht stehen, auch nicht in Ägypten. Wenn die ägyptische Sage erzählt (s. Wiedemann, Die Religion der alten Ägypter, S. 149 ff.), daß der sperberköpfige Gott Xunsu, den der Pharao seinem ferne von Ägypten wohnenden Schwiegervater zu Heilzwecken zugeschickt und den dieser ungebührlich lange zurückbehalten hatte, in der Gestalt eines goldenen Sperbers wieder nach Ägypten zurückfliegt, so haben wir es in diesem kostbaren Vogel natürlich nicht mit einem Einkörperungsobjekt, sondern mit dem Gott selbst zu tun, der die unsichtbare Materie seines Götterleibes kraft seiner göttlichen Macht in lauterer Gold umgewandelt und dabei zugleich die Gestalt seines Lieblings, des Sperbers, angenommen hat, worauf er das gewiß nicht einfache Kunststück vollbringt, in metallener Hülle davonzufiegen. Wir sehen, der Gott hat sich verwandelt, d. h. umgestaltet. Daß die Götter für fähig gehalten werden, ihren unsichtbaren Leib in ein sichtbares Objekt umzuwandeln, zeigt sich nicht nur im obigen Fall von Xunsu. Die Götter werden gewöhnlich bei Naturvölkern für fähig gehalten, sich so zu verwandeln. Diese Vorstellung ist bei vielen Naturvölkern nach der Richtung ausgebildet worden, daß von ihnen angenommen wird, ihre Götter trügen eine bestimmte Lieblingsform, pflegten in dieser oder jener Tiergestalt vorzugsweise zu erscheinen. Nach ihr wird der Gott dann häufig auch genannt. Bei den Australiern erscheint, wie wir uns aus dem ersten Kapitel erinnern, der Schöpfergott als Eidechse; die Menschenschöpferin auf Samoa ist eine Lerche oder Schnepfe, die Tochter des Göttervaters Tangaroa. Bei den Eskimo schafft die Krähe die Welt. Auf amerikanischem Boden sind diese Götter in Tiermasken reichlich vertreten. Ratzel sagt darüber in seiner

Völkerkunde I, 579, ganz allgemein: „Tiere liefern die Masken, worin die hohen Götter des Himmels, die Sonne und die Sonnensöhne, die Feuerbringer, der Mond und die Wassergötter auf Erden Schöpfungsgeschäfte besorgen“.

Daß aber die Götter in der primitiven Welt in einem tierischen Träger oder mit tierischer Maske erscheinen können, beweist zur Genüge, daß der Naturmensch sich der Tierwelt noch sehr nahe stehend fühlen muß, um daran keinen Anstoß zu nehmen. Noch mehr wäre für die Beurteilung der Frage, wie sich der Naturmensch den Tieren gegenüber stellt, zu gewinnen, wenn sich nachweisen ließe, daß vom primitiven Menschen ein eigentliches Verwandtschaftsverhältnis zu irgendwelchen Tieren angenommen worden sei. Wir haben schon gehört, daß manche Völker ihre Abstammung aus dem Tierreich herleiten und denjenigen Tieren, von denen sie abstammen glauben, eine gewisse Ehre antun. Es wäre nun die Zeit gekommen, zu untersuchen, ob aus Gründen der Abstammung oder sonstigen Ursachen Menschen der primitiven Welt in bestimmten Tieren ihre nächsten Verwandten sehen. Ließe sich das nachweisen, dann wäre bewiesen, daß auf primitiver Stufe, zunächst innerhalb des Geltungsbereichs erwähnten Glaubens, Mensch und Tier einander gleichstehen.

Nun scheint im Totemismus ein solches Verhältnis zwischen Mensch und Tier vorzuliegen. Was ist Totemismus? Bekanntlich stellen viele Naturvölker, z. B. die meisten Indianerstämme keinen ungegliederten Menschenhaufen dar, sondern teilen sich in sich selbst in eine Reihe von Geschlechtern. Jedes einzelne Geschlecht hat sein Einheitssymbol, sein Geschlechtswappen, sein Zeichen. Man benennt es mit einem indianischen Wort: Totem. Die alten Irokesen waren in acht Geschlechter oder Totems eingeteilt, in die des Wolfes, des Bären, des Bibers, der Schildkröte, des Rehes, der Schnepfe, des Reiher und des Falken. Jedes dieser Tiere ist das Wappentier für das nach ihm benannte Geschlecht. Die Mitglieder eines solchen Geschlechts halten sich untereinander für blutsverwandt, so daß sie niemals untereinander heiraten, sondern in den anderen Totems freien. Manchmal ist der Totem, in den ein anderer hineinheiratet, fest bestimmt. Die Tlinkit oder Koloschen teilen sich

in die beiden edlen Totems des Raben und des Wolfes, ferner in die gemeinen Geschlechter des Bären, des Walfisches, des Lachses und des Frosches. Nun dürfen die Wölfe nur in den Rabentotem heiraten und umgekehrt. — Jedes Mitglied eines solchen Geschlechtes führt den Totemnamen, der ihm gleichsam als Familiennamen dient, daneben wird ein besonderer individueller Name getragen, und schließlich kann der Indianer durch seine Leistungen sich noch einen oder mehrere Namen hinzuerwerben. — Das Einheitssymbol ist meist ein Tier, kann aber auch eine Pflanze oder ein anderer Naturgegenstand sein. Nach Schurtz sind die Tiertotems die älteren. — Der Naturmensch tritt nun zu dem Tiere, wonach sein Totem benannt ist, in ein enges Verhältnis; es ist unter allen Tieren, die es gibt, das ihm am nächsten stehende. Er glaubt von ihm abzustammen und nach seinem Tode wieder zu solchem Tier zu werden. Ein Mann des irokesischen Barentotems glaubt also von Bären als Ureltern herzustammen, als Mensch nur eine Gastrolle zu geben und nach seinem Tode sich seinen ihm vorausgegangenen Verwandten, die als Bären in den Wäldern herumtrotten, zuzugesellen. Jeder Bär, den er in der Wildnis antrifft, ist mit ihm verwandt, vielleicht sein Vater, sein Großvater, sein Oheim; es versteht sich, daß er solchem Tiere die gebührende Achtung und Ehrfurcht erweist. Wie weit diese getrieben werden kann, zeigt das Verhalten, das früher die Jaguartotems der Indianer Perus beobachteten: Trafen sie im Freien auf einen Jaguar, ihr Wappentier, so setzten sie sich nieder und ließen sich widerstandslos von der Bestie zerreißen. Sie waren überzeugt, daß in dem angreifenden Tiere ein Verwandter stecke, der beabsichtige, sie herüberzuholen in die andere Welt, wo sie eigentlich hingehörten. — Bis zu der äußersten Konsequenz, zu der die Indianer Perus fortschritten, gehen nun die übrigen Naturmenschen, die Totemeinrichtungen besitzen, nicht. Aber auch ihnen ist das Totemtier heilig. Der obige Irokese vom Barentotem wird einen Bären, den er im Walde trifft, nicht angreifen; fällt ihn aber das Tier seinerseits an, so sucht er sich seiner Haut zu wehren und es im Notfalle auch zu töten. Aber dann ist eine mißliche Sache geschehen. Die Tier- oder,

besser gesagt, Ahnenseele ist sehr beleidigt, und ihre Rache ist zu fürchten. Ihre Verzeihung muß durch lange Entschuldigungsreden und sühnende Zeremonien erkaufte werden. Diese Verhältnisse, wie sie bei einer Reihe von Indianerstämmen mehr oder weniger scharf ausgeprägt vorgefunden wurden, kehren bei den verschiedensten Völkern der Erde in ähnlicher Form wieder. Nach Ratzel (Völkerkunde, Bd. I, 340) zerfallen die einzelnen Stämme der Australier in eine kleine oder grössere Anzahl von Gruppen, welche in ihrer eigenen Mitte nicht nach Ehegatten suchen dürfen, sondern in eine andere Gruppe heiraten müssen. Nach dem oben genannten Forscher zerfällt der australische Stamm der Narrinyeri in 18 Gruppen, von denen eine jede als eine Familie betrachtet wird, deren Glieder einander nicht heiraten können. Von diesen Familien hat eine jede ihr Stammessymbol oder Zeichen; die Westaustralier nennen es Kobong. Es ist entweder ein Tier oder eine Pflanze. Das Wappentier lassen die Australier möglichst ungeschoren, auf Treibjagen soll man es, nach Grey, entschlüpfen lassen. Diejenigen, die als Kobong eine Pflanze haben, pflücken sie zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Umständen nicht. „Jeder Westaustralier“, sagt Ratzel, „betrachtet eben jedes Individuum der betreffenden Tier- oder Pflanzenart als nächsten Freund, dessen Tötung ein großes Verbrechen wäre.“

Von den Ozeaniern berichtet Ratzel (Völkerkunde I, 258) folgendes: „Alle, die den gemeinsamen Namen tragen, betrachten sich als Blutsverwandte, deren Vermischung als Blutschande gilt. Dieses Band hält oft allein zusammen und gewinnt dadurch politische Bedeutung. Wie überall, besitzen auch hier die exogamischen Gruppen Kennzeichen, Geschlechtswappen könnte man sie nennen; vorwiegend sind es Tiere oder Pflanzen, mit denen sie in engem Zusammenhang zu stehen glauben.“

In Afrika sind besonders die Hereró durch totemistische Einteilung bemerkenswert. Einer ihrer Totems oder Familien hat als Wappentier das Chamäleon, esembi genannt. Sie halten es heilig und sagen zu ihm: mukururume, unser alter Großvater (Ratzel nach Büttner II, 156). Hieran läßt sich anschließen, was Schneider, S. 198, über die uns in diesem Zusammenhang interessierende Beziehung zwischen Mensch und

Tier bei den Negern sagt: „Der Glaube an Tierfetische, als verkörperte Ahnenseelen, wirft Licht auf die seltsame Erscheinung, daß so viele Negervölker sich nach Tieren benennen und ihre Stammbäume im Tierreich wurzeln lassen. Die Sprößlinge eines Ahnherrn, der in einem Affen, Löwen, Tiger usw. seinen Erdenlauf von neuem beginnt, nennen sich auch nun Abkömmlinge des betreffenden Tieres, halten dasselbe in hohen Ehren und führen sein Bildnis als Familien- oder Stammeswappen.“

Einrichtungen, die auf früher bestandenen Totemismus hinweisen, lassen sich noch bei vielen anderen Völkern nachweisen. Es hat den Anschein, als sei der Totemismus eine Stufe gesellschaftlicher Organisation, durch die die meisten Völker der Erde hindurchgegangen seien. — Heinrich Schurtz (Vorgeschichte der Kultur, S. 101) meint, daß wahrscheinlich die zahlreichen von Tieren abgeleiteten deutschen Eigennamen (Wolfgang, Wolfram, Bernhard usw.) ebenso auf Totemismus zurückgehen, wie die Göttertiere, Wodans Wolf und Rabe, Frohs Eber, Freias Katze.

Deutlicher als durch diese mit dem Totemismus zusammenhängenden Begriffe läßt sich wohl kaum nachweisen, daß der Mensch primitiver Kulturstufen sich nicht über die Tier- und Pflanzenwelt stellt, sondern in den übrigen Erzeugnissen der Natur seinesgleichen zu sehen imstande ist. Für den im Totemglauben Befangenen stellen Mensch und Bär, Mensch und Rabe u. s. f. nur zwei verschiedene Erscheinungsformen für dasselbe Wesen dar, wie es etwa Raupe und Schmetterling sind. Bei totemistischen Ansichten gibt es keine eigentliche Grenze zwischen Tier und Mensch. Es fügt sich diese Tatsache sehr wohl mit der früher festgestellten zusammen, daß es dem Naturmenschen völlig gleich ist, ob sein Gott in menschlicher oder tierischer Maske erscheint, ob er in Menschen oder Tieren seinen Einsitz nimmt. Die früher im ersten Kapitel erwähnte Meinung vieler Naturvölker, daß sie von Tieren abstammen, erhält nun eine neue Beleuchtung und eine Art Begründung. Aus allem ergibt sich mit Notwendigkeit, daß der Naturmensch sich nicht als bevorzugtes Wesen ansieht, dem die Herrschaft über die Tiere gebührt, sondern er stellt sich mitten unter sie. Er ist sogar überzeugt, daß ein Tier, eine

Pflanze ein viel höher stehendes Wesen als er selbst sein kann, in dem Falle nämlich, wo dieses Tier, diese Pflanze von einem Gotte zum Wohnsitze erwählt wird. — Die vielfachen Beziehungen, die der Wahn zwischen Mensch und Tier knüpft, lassen also die Grenze zwischen Menschheit und Außen-
dingen dunkel werden. Die Primitiven kennen eine Reihe von Wesen, die die Kluft zwischen Menschen einerseits und Tier-
oder Pflanzenwelt andererseits überbrücken. Da gibt es Tiere, die mit wirklichen Tieren nichts zu tun haben, sondern Menschenseelen in tierischer Erscheinungsform, Seelentiere, sind. Da sind Tiere (und Pflanzen), zu denen sich Götter umgewandelt haben, da sind andere Tiere, die eine Gott- oder Ahnenseele beherbergen, da gibt es Menschen, die glauben, nur vorübergehend solche und eigentlich Tiere zu sein, schließlich, um die letzte, aber noch nicht besprochene hierhergehörige Vorstellung nicht zu vergessen, glaubt man an Menschen, die sich in beliebige Dinge der Außenwelt verwandeln können. — Nun wird uns das Seelentier des deutschen Volksaberglaubens durchaus nicht mehr merkwürdig vorkommen. Wie es den Gott oder den Ahnen auf primitiver Stufe nicht erniedrigt, in tierischer Form zu erscheinen oder in solche überzugehen, so kann es auch für die Seele nicht unwürdig sein, als Maus oder Kröte aus dem Munde ihres Inhabers zu schlüpfen. Ein Widerwillen vor solch innigen Beziehungen zu Tieren oder Tierformen besteht auf primitiver Stufe noch nicht. — Wir sehen aber, daß in jener Zeit, wo Götter, Ahnenseelen, Menschen von einem Naturreich ins andere, von einer Erscheinungsform in die andere hinein- und herauswechseln, die natürlichen und begreiflichen Grundlagen gelegt wurden, auf denen der weit in spätere Zeiten mitgenommene Glaube an die Verwandlungsfähigkeit des Menschen beruht. Die Unfähigkeit des Naturmenschen, sich in der Menge der Erscheinungen als ein besonderes und einzigartiges Wesen zu erkennen, hat ihn alle jene oben erwähnten Wahnvorstellungen ausbilden lassen. Diese bestanden auch dann noch, als die Grundideen, auf denen sie beruhten, verschwunden waren; und sie wurden zu Wurzeln und Ausgangspunkten immer weiter gehender Vorstellungen, welche den Glauben, ein Wesen könne sich aus dem Zwang, nur eine

Daseinsform zu tragen, befreien und sich zu anderen Formen umwandeln, zu immer reicherer Entfaltung bringen.

Die Untersuchungen dieses Abschnitts haben dargetan, daß der Mensch auf primitiver Stufe sich nicht als Herrn der Schöpfung fühlt, sondern sich für so viel und so wenig nimmt, wie die anderen Kinder der Mutter Natur auch sind. Wir sind mit dieser Tatsache nun vertraut, kennen aber noch nicht ihre tieferen Gründe. Wenn der Mensch in den Objekten der Erscheinungswelt seinesgleichen sieht, so sieht er in ihnen natürlich beseelte, fühlende Wesen, wie er selbst eines ist. Wie könnte sonst der Indianer glauben, er lebe als Jaguar oder sonstiges Tier fort, wenn er nicht in solchem Tiere eine Seele annähme, die der seinen ähnlich oder gleich ist? Wie könnte der Australier, der in gewissen Pflanzen die Seelen seiner verstorbenen Verwandten eingekörpert glaubt, solches annehmen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß die Pflanze ein beseeltes Wesen sei? Wie kommt aber der Primitive dazu, in Tieren und Pflanzen, womöglich gar in Steinen, eine Seele zu suchen? Es wird die Aufgabe des nächsten Abschnittes sein, dieser Frage näher zu treten.

b. Die Allbeseelung.

Für die Kulturwelt sind die Tage längst vorüber, wo der Mensch in den Objekten der Außenwelt seinesgleichen sah. Nun ist sich der Mensch seines besonderen Wesens bewußt geworden, weiß klaren Blickes in die Natur zu schauen, ihre Objekte in die bekannten drei Reiche einzuordnen und über jeden Naturgegenstand ein allgemeines Urteil über seine ungefähre Bedeutung abzugeben. Dadurch ist ein richtiges Verhältnis zwischen Menschen und Dingen der Außenwelt hergestellt, das jede Gleichstellung dieser mit jenen ausschließt. Die Grenze zwischen Mensch und Außenwelt ist mit aller Schärfe gezogen. Das hat aber nicht gehindert, daß eine große Reihe inniger Beziehungen zwischen Natur und Menschenwelt aufrecht erhalten worden ist. Auch noch heutzutage entspricht es dem Bedürfnis unendlich vieler Menschen, menschliches Tun und Wesen den Dingen der Natur, belebten wie unbelebten, zuzuschreiben. Man darf hier an die liebevolle Schwäche der

Tierfreunde denken, ihren Schoß- und Lieblingstieren schier menschliche Intelligenz und Empfindung beizulegen. Man darf ferner daran erinnern, daß die innige Freude an der Tiersage sich durch die langen Jahrhunderte menschlicher Kultur-entwicklung bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wie ehedem, so sind auch heute einzelne wilde Tiere Lieblinge der Menschen und beschäftigen ihre Phantasie angenehm und stets von neuem. Königliche Würde und Art schreibt heute noch die Volksmeinung dem Löwen zu, seine traditionelle Stellung als höchst listiges, erfinderisches, verschlagenes Geschöpf hat der Fuchs zu erhalten gewußt. Unter den Vögeln werden mit menschlichem Denken und Fühlen besonders Nachtigall, Lerche, Schwalbe u. a. ausgezeichnet. Wenn übrigens nicht die Freude an der Vermenschlichung der Tiere noch so lebendig wäre, wie hätten dann Rudyard Kiplings Dschungelbücher sich so rasch die ganze Kulturwelt erobern können? Auch vielen Vertretern der Pflanzenwelt, den Blumen besonders, so der stolzen Rose, dem bescheidenen Veilchen, der keuschen Lilie, werden menschliche Eigenschaften angedichtet. Die liebevolle Hingabe des Menschen an die Natur, das warme Nachempfinden der Gefühlsmomente, die in der Art und Form der Erscheinung der Naturobjekte mitenthalten zu sein scheinen, vermag alles, was auf Erden ist, auch den toten Stein, mit menschlichem Leben und Fühlen zu erfüllen. Hören wir nur, um ein Beispiel zu geben, wie Lenau die kahlen starren Gipfel der Alpen innig belebt in seinem Lied an die Sennin:

Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Tal,
Daß die frohe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache.

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust der Berge drang.
Wie dein Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen.

Aber einst, wie alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen,
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn,
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen.

Das tiefe allgemein menschliche Naturgefühl drängt und treibt immer wieder, menschliche Gefühle und Empfindungen aus der Natur herauszulesen oder in sie hineinzutragen. Der nie zu ersättigende Drang, mit der Natur in einem seelischen und seligen Kontakt zu stehen, läßt den Wunsch entstehen, zu wissen, was die Wipfel im Sturme rauschen, was die Drossel singt, was die Quelle plaudert, was die Felsen sinnen, was im Waldesweben huscht, irrt und flüstert. Diese tiefe Sehnsucht, für die Stimmen der Natur empfänglich zu bleiben und aus dem unruhvollen, unbefriedigenden menschlichen Treiben sich in den stillen Mutterschoß der Natur zu flüchten und in ihm heimatselig zu ruhen, tritt fast zu allen Zeiten in der Literatur der Kulturvölker zutage; wie oft wurde die Rückkehr zur Natur geradezu zum Schlagwort neuer Bestrebungen. Eine reiche Sammlung gäbe es fürwahr, wollte man in der deutschen Literatur alle die poetischen Zeugnisse vereinigen, die die menschliche Sehnsucht nach Harmonie mit der Natur ausdrücken. Mögen zwei dieser Zeugnisse für alle anderen stehen. Hören wir, was Lenau singt im fünften seiner Waldlieder:

Wie Merlin
Möcht' ich durch die Wälder ziehn.
Was die Stürme wehen,
Was die Donner rollen,
Und die Blitze wollen,
Was die Bäume sprechen,
Wenn sie brechen,
Möcht' ich wie Merlin verstehen.

Und Goethe im Faust in des Helden Ansprache an den Mond:

Ach! könnt' ich doch auf Berges Höh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Tau gesund mich baden.

Aber nicht nur tiefühlende Menschenherzen beseelen die Natur und ihre Objekte, ganz allgemein ist die Gewohnheit,

etwas von menschlichem Geistesleben den Naturdingen beizulegen. Das beweisen der Alltagssprache entnommene Wendungen, wie die: „Was hat dieses Schloß schon alles erlebt!“ — „Diese alte Eiche hat in ihrer Jugend noch auf Bären und Wölfe gesehen.“ — „Dieser Wein soll Cyperwein sein? Der hat Cypern nie gesehen.“ — „Was könnte dieses alte Ritterschwert erzählen, wenn es reden könnte!“ Die Zahl dieser Beispiele ließe sich noch sehr vermehren.

Es sind das alles nur Redensarten, und niemand denkt sich viel dabei. Allein, was sie uns interessant macht, das ist, daß sie nur möglich sind, weil in der allgemeinen Meinung den Außendingen drei geistige Fähigkeiten stillschweigend zugestanden werden. Sollen die Dinge wissen, was um sie vorgegangen ist, so müssen sie zunächst die Gabe zu hören und sehen besitzen; ferner bedürfen sie der Auffassungsgabe, um für das Erlebte Verständnis zu zeigen, schließlich müssen sie Erinnerungskraft haben, um die Begebnisse, von denen sie Zeugen gewesen sind, zu behalten. Wer also die oben erwähnten Redewendungen gebraucht, oder wer sie widerspruchlos hinnimmt, der legt den Naturdingen eine Art Beseelung bei, der schier nur die Sprache fehlt, sich zu äußern. Das von der Allgemeinheit den Naturdingen gemachte stillschweigende Zugeständnis einer vernünftigen Beseelung wird der Boden, auf den sich eine besondere Gattung von erzählender Literatur gründet. Ich meine solche Romane oder Novellen, die die Geschichte eines Naturgegenstandes als Biographie oder Autobiographie desselben behandeln. So kann die Geschichte eines leblosen Gegenstandes, wie die eines Sofas, eines Talers, eines Hutes, zum Motiv des Romanes oder der Novelle werden.

Es erhebt sich nun die Frage, wie wir dazu kommen, in schweigender Übereinstimmung den Naturobjekten eine Art menschlichen Geisteslebens, eine Beseelung zuzugestehen. Man könnte zunächst fragen, wer unter den Menschen die Gabe, den Naturobjekten menschliches Leben einzuhauchen, am meisten besitzt und am häufigsten übt. Wir brauchen nicht lange zu raten; jedermann weiß, daß den Kindern die Fähigkeit, in leblosen Dingen beseelte Wesen zu sehen, am meisten zur Verfügung steht, daß sie von dieser Fähigkeit Proben ab-

legen, die die Erwachsenen um sie in staunende Verwunderung versetzen. Woher haben die Kinder diese Fähigkeit? Angeboren ist sie nicht, sie ist ihnen auch nicht gelehrt worden. Es bleibt kaum eine andere Möglichkeit, als sich zu denken, daß die Gabe der Vermenschlichung der Naturdinge ein Nebenprodukt der Art und Weise ist, wie in dem Kinde vernünftiges Geistesleben entzündet wird. Solches könnte bekanntlich in dem kleinen Menschenwesen nicht entstehen, wenn es des be-seelenden Verkehrs mit menschlicher Umgebung entbehren müßte. In der Zeit nun, wo sich das Seelenleben des Kindes an dem seiner menschlichen Umgebung entzündet, scheint das Kind den dunklen allgemeinen Eindruck zu empfangen, daß alle Dinge belebt und beseelt seien. Daß es einem bevorzugten Geschlechte, dem allein Sprache und Vernunft verliehen ist, angehört, das kann das kleine Wesen noch nicht erfassen. Es ist bekannt, daß außer durch den Verkehr mit Menschen das in der ersten Entwicklung befindliche Kind nur durch solche Dinge zur Aufmerksamkeit angeregt wird, die ein Eigenleben besitzen oder zu besitzen scheinen: Ein singender Vogel, ein bellender Hund, eine miauende Katze, eine tickende Uhr, eine Schelle, eine Rassel, ein aufblitzender Strahl oder Schein mögen zu dem allgemeinen Eindruck, daß alles belebt sei, das ihrige beitragen. Dieser Eindruck muß weit in die Folgezeit hinwirken, bis spätere Erfahrungen und Belehrungen dem Kinde die richtigen Begriffe von belebten und unbelebten Wesen geben. Aber die Fähigkeit, in leblosen Objekten lebende zu sehen und sie dementsprechend zu behandeln, ist erworben und wird vom jugendlichen Menschen mit einer Energie und Überzeugung geübt, die dem Erwachsenen, in dem sie sehr erheblich abgenommen hat, schier unfaßlich ist. Beispiele dafür kennt ja jedermann aus seinem eigenen Leben oder aus dem seiner Angehörigen. Wir brauchen uns dabei nicht aufzuhalten.

Man mag sich die Fähigkeit eines kleinen Mädchens, mit voller Überzeugung in einem Stück Holz sein Kind zu sehen und es mit aller Wärme zu lieben, erklären, wie man will. Jedenfalls ist daran festzuhalten, daß die Neigung und Fähigkeit zur Beseelung der Außenwelt im Kindesalter erworben wird und später abnimmt. Diese Neigung, diese Fähigkeit

äußert sich dann im Erwachsenen in den angegebenen poetischen und prosaischen Formen.

Was für die Menschen der Kulturwelt in diesem Falle gilt, das kann den Naturvölkern nicht abgesprochen werden. Überall vollzieht sich die Erweckung des seelischen Lebens im Kinde auf gleiche Weise. Wir dürfen also kühnlich behaupten, daß sich jeder normale Mensch im Kindesalter eine Fähigkeit zur Beseelung der Außenwelt erwirbt, die sich dann bei Völkern, die auf einer kindlichen Stufe geistigen Lebens stehen bleiben, mächtig auswachsen mag, wenn zu solcher weiteren Entwicklung neue Antriebe gegeben werden. Von solchen Antrieben wird später die Rede sein.

Zunächst müssen wir, in Fortspinnung unserer Erörterungen über die Stellung des Naturmenschen zur Natur, die Frage ins Auge fassen, was für Ideen und Vorstellungen wohl der Primitive mit seiner Befähigung zur Belebung der Außenwelt gezeitigt haben mag. Belehrung und Erfahrung zeigt dem Kinde in der kultivierten Welt, wo Beseelung zu suchen ist und wo nicht. Wo aber setzt der Naturmensch diese Grenze? Es ist klar, daß für ihn eine solche Grenze nicht bestehen kann, da er sich nicht aus der Reihe der Naturobjekte herausnimmt und als einzigartiges Wesen erfaßt. Somit trifft die Neigung zur Beseelung der Außenwelt auf primitiver Stufe auf keine hemmende Schranke, und die Folge muß sein, daß dem Naturmenschen alle Dinge beseelt sind.

Sehen wir zunächst, ob wir dafür bestimmte Zeugnisse erlangen können.

Nach den Karen in Hinterindien haben alle Dinge ihren Kelah (d. h. Seele). — Bei den Fidschi-Insulanern lebt in Bolotu (d. h. Himmel) alles wieder auf, was auf Erden der Vernichtung anheimgefallen ist: der gestorbene Mensch, der umgehauene Baum, der zerbrochene Topf, die zerschlagene Axt, die abgerissene Hütte. Die allen diesen Dingen zugehörigen Seelen fliegen nach Bolotu und erstehen dort neu. — Für Ozeanien sagt Ratzel I, S. 278: „Allbeseelung ist die breite Grundlage aller Religion bei Polynesiern wie bei Melanesiern. Alles war hier beseelt oder der Beseelung fähig, sogar Geräte.“ — Die Dajaken legen

Schaefer, Verwandl. d. menschl. Gestalt im Volksaberglauben.

allem eine Seele bei. Verfault der Reis, so ist seine Seele weg. — Oskar Peschel beginnt seine Erörterungen über die religiösen Regungen bei unentwickelten Völkern mit folgenden Worten: „Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Menschenstämmen werden religiöse Empfindungen stets von dem gleichen inneren Drang erregt, nämlich von dem Bedürfnis, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen. Dazu gesellt sich bei den kindlich geliebten Völkern das Unvermögen, die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmungen anders als beseelt zu denken. Daß sie selbst Steinen und Felsen Willenshandlungen und menschliche Empfindungsfähigkeit zutrauen, werden wir sofort zu erwähnen haben“ (s. Peschel, Völkerkunde, Leipzig, 6. Aufl., S. 256). Zum Beweise für letztere Behauptung erwähnt dann Peschel später, daß in Neu-Südwesten die Australier vor der Gefahr warnen, in der Nähe von Felsen zu pfeifen: einige ihrer Kameraden hätten dies getan und seien deshalb durch herabstürzende Blöcke getötet worden. Der zugrunde liegende Gedanke der Australier ist der, daß die Felsenseelen im Pfeifen der Menschen eine Achtungsverletzung erblickten und sich dafür rächten. — Über Beseelung der Naturdinge im allgemeinen spricht sich Ratzel, S. 62, folgendermaßen aus: „Die Vermischung des Menschen und anderer Geschöpfe in der Mythologie und Kunst ist nicht bloß äußerlich. Die Empfindung eines absoluten psychischen Unterschiedes zwischen Menschen und Tier, die in der zivilisierten Welt so verbreitet ist, fehlt den niederen Rassen fast gänzlich.“

Diese Bereitwilligkeit des primitiven Geistes, jedes Ding als beseelt anzusehen, ist nun der mit Keimen überreich befruchtete Nährboden, aus dem die jugendliche Phantasie der Naturvölker mit geradezu tropischer Triebkraft eine Menge von Wahnbildern hervorschießen läßt, die alle im Grunde zweien in ihrer Wurzel zusammenlaufenden Richtungen des menschlichen Geisteslebens Befriedigung gewähren sollen. Diese Richtungen drücken sich aus in den Worten: Religion und Wissenschaft. Ratzel sagt darüber kurz und klar: „Die Religion hängt überall mit dem tiefen Kausalitätsbedürfnis des Menschen zusammen, das für jedes Geschehen eine Ursache oder

einen Urheber erspähen will. Ihre tiefsten Wurzeln berühren sich also mit der Wissenschaft und sind mit dem Naturgefühl tief verschlungen“ (Ratzel, Völkerkunde, I, 38). Die Religion fußt beim Naturmenschen auf der Erfahrungstatsache, daß er nicht frei und selbständig die zu seinem Wohlsein erforderlichen Faktoren beherrscht, was ihm das Gefühl der Abhängigkeit von irgendwelchen Mächten beibringt. Sein religiöses Leben besteht dann darin, daß er sich ein Bild von jenen Mächten zu machen sucht und bemüht ist, sich in ein solches Verhältnis zu ihnen zu stellen, das ihm ihren Beistand sichert, ihn zum mindesten aber vor ihrem Übelwollen bewahrt. Die Religion beginnt also mit einem Forschen nach Ursachen, das sich nach einer bestimmten Seite hinwendet. Es ist gleichsam nur eine spezielle Äußerung des menschlichen Grundtriebes, vorliegende rätselhafte Erscheinungen und Begebenheiten aufzuklären, ihre Ursache, ihren Urheber zu entdecken. Unklarheit belastet und bedrückt das menschliche Gemüt, und dieser Druck drängt und treibt zu ihrer Bewältigung und zur Wiedererlangung der Freiheit des Gemütes. Bastian sagt kurz und bündig: „Keine Ursache ohne Wirkung ist ein Axiom, das in der Nervenorganisation liegt und gebieterisch seine Anerkennung gefordert hat, lange ehe es von den Philosophen als Axiom ausgesprochen worden ist“ (Bastian, Die Seele und ihre Erscheinungsformen in der Psychologie, S. 9).

Zur Bewältigung der Rätsel, die ihm sein Dasein und seine Umgebung zu lösen gibt, kann der Naturmensch natürlich nichts anderes verwenden, als die Ideen und Vorstellungen, die er sich bereits erarbeitet hat, die in seinem Kopfe bereitliegen. Mit ihnen, den Resultaten seiner Lebenserfahrung, macht er sich an seine schwere Aufgabe. Aber diese seine Ideen und Vorstellungen sind gar wenige und, um den Weltstoff zu bewältigen, muß dann eben das Wenige reichlich verwandt werden.

c. Wirkung der Allbeseelung.

Bei der Suche des Naturmenschen nach den Ursachen der Erscheinungen und Begebnisse in der Natur hat er natürlich nur die Begriffe zur Verfügung, die er sich in seinem wahn-

beherrschten kindlichen Geistesleben bereits erworben hat, und sie nur kann er hinaussenden, um sich in dem Weltall zu orientieren. Sehen wir, wie er dabei vorgeht.

Eine bestimmte und ihn völlig befriedigende Erklärung seines eigenen Organismus und seiner Lebensäußerungen besitzt er bereits. Er erkennt sich als ein loses Gefüge von Leib und Seele, d. h. als Vereinigung zweier einander gleichen Wesen, von denen das sichtbare äußere der Leib, das innere unsichtbare die Seele ist. Alle Lebensäußerungen des Menschen gelten als Arbeit und Leistung dieses seelischen Wesens, weil nach seinem endgültigen Abscheiden aus dem Leibe jede Lebens-tätigkeit ruht. Wir sahen auch bereits, daß im Kindesalter der Menschheit alle Naturobjekte als gleichgestellte Wesen angesehen werden, alle haben Seelen. Es ergibt sich daraus mit logischer Notwendigkeit, daß die Erscheinungen und Veränderungen, die an den Naturdingen zu beobachten sind, auf die Tätigkeit der einwohnenden Seelen zurückzuführen sind. Der Gedanke, daß in jedem Geschehen in der Natur ein geistig gedachter Urheber seine Arbeit leistet, beruhigt und befriedigt das Kausalitätsbedürfnis des Naturmenschen vollkommen; auf ihm bleibt er stehen, nur bildet er ihn weiter aus. Eine solche Fortentwicklung besteht darin, daß der Naturmensch, gewohnt jedes in der Natur beobachtete Geschehnis einem geistigen Wesen zuzuschreiben, auf die Idee kommt, alles Tun und Geschehen nicht nur in der Natur, sondern auch im Menschenleben, werde beherrscht und geleitet von irgend einem Geiste. Nicht nur glaubt der Naturmensch, daß der Blitz, der Regen, das Wachsen der Halme u. s. w. Geisterarbeit sei, er ist auch überzeugt, daß er dann, wenn er z. B. eine Last trägt, mit einem Geiste zu rechnen hat, der dem Lastentragen vorsteht, es erleichtern oder erschweren kann. Einige Belege sollen diese primitive Denkweise veranschaulichen.

Von den hierhergehörigen Begriffen der Neger sagt Schneider S. 182 seines Buches: „Jeder Fetisch dient einem bestimmten Zwecke und trägt einen besonderen Namen. Der eine schützt vor Krankheit, ein anderer untersucht sie, ein dritter heilt sie; die Klasse der Heilfetische ist dort besonders zahlreich, wo ein jeder von ihnen nur eine bestimmte Krankheit

behandelt. Der eine Fetisch sichert ein langes Leben, ein anderer einen reichen Kindersegen; der eine schenkt Weisheit, Mut und Tapferkeit, ein anderer macht hieb-, stich- und schußfest; der eine geleitet den Reisenden sicher an sein Ziel in der Fremde, ein anderer führt ihn wohlbehalten in seine Heimat zurück. . . Der eine Fetisch ferner verleiht den Sieg im Kriege, ein anderer Glück im Handel; der eine ruft den Regen, ein anderer gebietet ihm Einhalt; der eine segnet die Felder, ein anderer füllt das Meer und die Flüsse mit Fischen, ein dritter führt dem Jäger oder dem Fischer die Beute zu. Dieser Fetisch leitet die Beschneidung und die sonstigen oft grausamen Gebräuche, denen die Knaben und Mädchen vor dem Eintritt in das Reifealter unterworfen werden; jener erleuchtet den Jüngling bei der Brautschau oder führt der Jungfrau den Erwählten ihres Herzens zu. Ein anderer ist Zeuge bei der Eheschließung, ein dritter wacht über die eheliche Treue, ein vierter leistet der Frau Beistand in ihrer schweren Stunde, ein fünfter sucht für den Neugeborenen den richtigen Namen aus. Der eine hat ein Verbrechen zu verhindern, der andere ein solches zu entdecken, ein dritter dasselbe zu sühnen.“

Schneider führt noch S. 182 zu seinen Belegen eine Äußerung von Bastian über den Fetischglauben der Neger an, die so lautet: „Je schwerere Lasten man einem Neger aufladet, desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene auszugleichen. Sie bedürfen eines Fetisches für die Winde, eines anderen gegen den Donner, eines für Seefische, eines für Flußfische, gegen in die Füße getretene Dornen, gegen wilde Tiere, um nicht zu fallen, dann für die Gesundheit, dann für gutes Glück, dann für klare Augen, für starke Beine, für billige Einkäufe u. s. w.“

Wir sehen, der Neger setzt über jeden Vorgang in der Natur wie im Menschenleben einen Geist oder Fetisch ein. Mit derselben Klarheit und Deutlichkeit tritt uns diese Verteilung allen Tuns unter den Schutz bestimmter Geister in der römischen Religion entgegen. Eine anschauliche Schilderung davon gibt Aust, Religion der Römer, Münster, 1899, S. 22, und bringt dabei folgende Belege aus dem Leben des römischen Kindes: „Vagitanus öffnet ihm den Mund beim Schreien; Cunina schützt es in der Wiege,

Cuba im Bett; Rumina gibt ihm Nahrung an der Mutterbrust, Educa und Potina lehren das entwöhnte Kind essen und trinken; stehen lernt es von Statilinus, sprechen von Fabulinus; Abeona und Adeona schirmen es bei den ersten Versuchen des Gehens; Iterduca führt es auf die Straße, Domiduca ins Haus zurück; Catus, Mens und Sentia stärken des Menschen Denkkraft und Gefühl; Volumnia, Stimula, Peta kräftigen seinen Willen, und so geht es fort, bis Viduus ihm Leib und Seele scheidet. Den Landmann unterstützen in seiner Tätigkeit so viele Götter, als er Geschäfte zu verrichten hat, so beim ersten und zweiten Durchpflügen des Ackerlandes Vervactor und Redarator, beim Furchenziehen Imporcitor, beim Säen Insitor, bei der Überpflügung nach der Aussaat Obarator, beim Eggen Occator; das Aushacken des Unkrautes überwacht Sarritor, das Jäten mit der Hand Obruncator; beim Mähen hilft Messor, beim Einfahren Convector, und beim Einspeichern Conditor; die Bodenerhebungen und die Täler in der Stadt, die einzelnen Teile des Hauses, ja selbst die verschiedenen Münzen stehen unter dem Schutze einer besonderen Gottheit.“

Es fehlt an Raum, um den primitiven Gedanken, alle Vorgänge in Natur und Menschenleben Göttern unterzuordnen, noch weiter zu belegen, die gegebenen Beispiele müssen genügen.

Hat der Mensch so alles Tun und Wirken unter die Götter verteilt, dann weiß er auch, an wem es liegt, wenn ihn dies oder jenes Mißgeschick befällt, ihm diese oder jene Arbeit mißlingt. Er kennt dann den Gott, an den er sich mit seiner Bitte um Hülfe zu wenden, oder dessen Zorn er zu beschwichtigen hat. Für sein religiöses Bedürfnis gewinnt der Naturmensch so die erforderlichen Anhaltspunkte.

Die Masse der Geister und Götter, die die Allbeseelung produziert, wird aber noch durch die Ahnenseelen oder körperlos gewordenen Seelenmenschen vermehrt. An sie wendet sich das religiöse Bedürfnis des Naturmenschen besonders. Denn Schutz und Hülfe in der Not erwartet der Primitive zunächst von den gestorbenen Verwandten. Daß den Ahnenseelen das Schicksal ihrer hinterbliebenen Angehörigen besonders nahe geht und sie veranlaßt, bereitwillig in Zeiten der Gefahr zu helfen, wird

als selbstverständlich vorausgesetzt. Davon war schon zu Anfang des zweiten Kapitels die Rede. Der wichtigste und ins praktische Leben einschneidendste Teil des religiösen Lebens der Naturmenschen bezieht sich auf die Ahnenverehrung. Alle Götter, welche die ihre elementaren Gedanken weiter und weiter entwickelnde primitive Phantasie auch später hinzu ersinnen mag, stehen doch dem Alltagsleben des Naturmenschen fern, er hält sich zunächst an seine verstorbenen Verwandten als an seine natürlichen Helfer. — Als solche nahe stehenden Helfer werden auch gestorbene mächtige oder überlegene Volksgenossen angesehen. Von ihnen glaubt man, daß sie auch im Jenseits als Seelenmenschen über die große Menge emporragen, denn im Jenseits bleibt dem Naturmenschen alles so, wie es auf Erden war. Solche hervorragende Seelenmenschen erlangen eine besonders eifrige Verehrung, so daß sie in eine göttliche Stellung erhoben worden, und unter den Göttern der Naturvölker sind stets solche deifizierte Menschen zu finden.

Die Unsichtbarkeit der Seelen und Götter, die sich in der Umgebung des Menschen bewegen, läßt es nun nicht so klar erscheinen, wo man sie zu suchen und zu finden hat. Sie können irgendwo zwischen Himmel und Erde herum-schweben, oder in irgend einen Gegenstand eingefahren sein. Von den Dingen, in die ein Gott oder Geist eingefahren ist, gehen zauberhafte, unerwartete, mächtige Wirkungen aus, und aus ihnen ist auf den Einsitz eines Dämons zurückzuschließen. Dafür ein berühmt gewordenes Beispiel. Ein Kaffer, so berichtet Lichtenstein (s. Schneider, S. 177), der auf Anordnung seines Dorfhäuptlings von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein Stück hatte abschlagen müssen, starb kurz darauf. Nun sahen die Schwarzen in seinem Tode das Werk eines in jenem Anker sitzenden übernatürlichen Wesens und verehrten den Anker von dieser Zeit ab. — In dem Glauben, daß in irgend einem Gegenstand ein übernatürliches Wesen angetroffen werden könne, sehen wir die Grundgedanken der bei den Naturvölkern allgemein verbreiteten Religionsform des Fetischismus. Schneider sagt darüber: „Die gemeinsame Grundlage des Fetischglaubens ist, daß die Erscheinungswelt, die lebende wie die leblose, der Geisterwelt zur Behausung dient und daher jedes Tier, jede

Pflanze, jedes Mineral von einem Geistwesen nicht bloß zu einem Werkzeuge seiner Kraft, sondern auch zur dauernden oder zeitweiligen Wohnstätte oder Verkörperung ausersehen werden könne“. Das Fundament dieses Glaubens ist, wie leicht zu sehen, die Allbeseelung, die eine Seele jedem Gegenstand leiht und den Geistern das Einfahren in ihn möglich macht.

Das dringende Bedürfnis des Naturmenschen nach Schutz und Hülfe hat ferner die Schutzgeister entstehen lassen, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Sie vermehren die Zahl der schon ohnehin zahllos gedachten in die Menschenwelt hineinwirkenden Geister. Woher sie stammen, läßt sich nicht immer so leicht erkennen, wie beim Butyakengo des Zigeuners.

An die Lösung der großen Rätsel des Menschenlebens wagt sich auch der Naturmensch. Sein Kausalitätstrieb sucht und findet auch außerhalb des Bereiches der religiösen Interessen reichlichen Stoff zur Betätigung.

Das Verlangen nach der Lösung der Rätsel, die dem Menschen sein Dasein auf Erden aufgibt, ist in der primitiven Welt nicht geringer als in der Kulturwelt. Zu ihrer Beantwortung entstehen die Welt- und Menschenschöpfungssagen, die Vorstellungen von Himmel und Hölle. Die Schöpfungsgötter und diejenigen, welche die Naturvorgänge leiten, treten in verwandtschaftliche Beziehungen zueinander, und die entstehenden mythologischen Ansätze treiben ihre üppigen Schößlinge.

Durch die Vergeistigung der Welt schafft sich der Naturmensch diejenige Ordnung und Übersicht, die sein Kausalitätstrieb erstrebt. Nun glaubt er klaren Blickes in die Natur zu sehen, alles zu begreifen, und falls keine weiteren Antriebe mehr kommen, bleibt das indolente Naturkind ruhig bei dieser seiner Weltanschauung für immer stehen.

Alle Dinge sind ihm sonach belebt. Jeder Berg, jeder See, jeder Fluß, Bach oder Teich, jeder Baum, jeder Halm besitzt seine Beseelung. In jedem Blitz, in jedem Regenfall, in jedem Windstoß vollbringt der zuständige Geist seine Leistung. Aber die Seelen, die in den Dingen verborgen sind, bleiben nicht auf die Dauer darin haften, ebenso wie die Menschenseele ihren Körper nicht stets bewohnt, sondern ihn zeitweise verläßt.

Die elementaren Vorstellungen des Primitiven von seinem Organismus finden sich in seiner Naturanschauung fortwährend wieder. Die Seelen der Berge, Felsen, Bäume, Blumen, der Seen, Flüsse und Bäche entfernen sich in der Phantasie der Völker aus ihren Wohnstätten; und sie sind nun für sich allein ins Auge zu fassen. Wie sieht dem Naturmenschen eine Berg-, Fluß-, Blumenseele nun aus? Ist sie ein Spiegelbild ihres Körpers, eine Seelenblume, ein übersinnlicher, unsichtbarer Stein u. s. w.? Nein, es zeigt sich, daß alle Naturgeister nach dem Muster des Seelenmenschen geschaffen wurden. Sie haben entweder menschliche Gestalt, sind Gespenster, oder sie können, wie die Seele, sich zu irgend einer charakteristischen Erscheinungsform umwandeln. So haben wir mit der Möglichkeit zu rechnen, die primitiven Naturgeister als Gespenster, oder sichtbar in Form lebender Menschen, als Tiere oder als Kombination von Mensch und Tier anzutreffen. Sie können irgend eine Gestalt haben, die noch dem Begriffe eines tätigen, handelnden Wesens entspricht. Im besonderen kleidet die Phantasie jeden Naturgeist nach den Begriffen ein, die man sich von seinem Wesen macht.

Wir müssen uns mit Rücksicht auf den Raum versagen, die poesievollen, romantischen Gestalten der Naturgeister, welche die primitive Welt geschaffen, hier eingehend zu besprechen. Wer das unternehmen wollte, müßte Bände schreiben. Wir sind gezwungen, uns zur Illustrierung des Vorhergesagten auf die deutschen Naturgeister zu beschränken, wobei dann und wann ein Ausblick auf fremde Wahngestalten mitunterlaufen mag.

Auch wir Deutsche haben zu primitiver Zeit Berge, Felsen, Wiesen, Wälder, Äcker, Seen und Bäche mit Geistwesen erfüllt und diese zu charakteristischen Gestalten entwickelt.

So hausen in den deutschen Gebirgen koboldartige Wesen, von denen der Rübezahl des Riesengebirges das bekannteste ist. Sein Name heißt mittelhochdeutsch Rüebezagel. Rüebe ist verwandt mit Riff und ist ein ausgestorbenes Wort für Fels, Zägel bedeutet Schwanz, in seiner Nebenbedeutung aber Spuk. Rübezahl heißt also Felsenspuk; mit Rüben hat er ursprünglich demnach gar nichts zu tun. Im Fichtelgebirge haust der Katzenveit, im Harz der Gübich. In den deutschen

Bergwerken leben Bergmännlein, die aus dem Gestein hervortreten, den Bergleuten große Hilfe leisten oder ihnen den Tod ankündigen; böse werden sie, wenn die Bergleute pfeifen oder fluchen. Sonach herrscht bei den deutschen Bergleuten dieselbe Scheu vor den Felsenseelen, wie sie die Westaustralier haben, von denen im vorigen Abschnitt die Rede war. Oft werden die Berggeister als Schätze hütende Zwerge gedacht. (S. Wuttke, Abschn. 51).

Aus dem Wasser ließen die Deutschen steigen die Wassermänner, Nicker, Nickel, Nickelmänner, Hakenmänner, die Nixen, Wasserfräulein, Wasserjungfern, Seejungfern, Seeweiber. Der männliche Wassergeist, meist bärtig, alt und einzeln lebend gedacht, wird für einen sehr schlimmen Gesellen gehalten, der unablässig darauf bedacht ist, Menschen ins Wasser zu ziehen und tückischerweise die Rufe eines Ertrinkenden nachahmt, um Leute herbeizulocken und zu ergreifen. Der Nix erscheint nach ostpreussischem Glauben auch als Roß oder als brüllender schwarzer Stier. Mischt er sich unter Menschen, so gleicht er ihnen völlig; nach böhmischem Glauben tropft ihm aber immer Wasser aus dem linken Rockschoß. Er unterhält auch Liebschaften mit menschlichen Frauen, zieht sie auch wohl ins Wasser, wo sie bei ihm leben. — Die weiblichen Nixen haben nach weitverbreiteter deutscher Anschauung nur halben menschlichen Körper; mit dem menschlichen Oberkörper tauchen sie aus dem Wasser, darunter aber befindet sich ihr fischschwanz- oder schlangentartiger Unterkörper. Man sieht sie meist nachts, aber auch am Tage, wo sie in der Sonne sitzen und ihr langes gelbes Haar kämmen. Kommen sie unter Menschen, so sind sie sehr schöne, in lange grüne Schleppkleider gekleidete Frauen, die aber immer einen nassen Zipfel am Rocke haben. Sie erscheinen oft zu mehreren auf ländlichen Festen und Hochzeiten und tändeln mit den jungen Männern; sie können sogar eine Zeitlang mit Männern verheiratet auf dem Lande leben. Die Nixen vermögen sich zu allerlei Gestalten verwandeln; in Schwaben glaubt man, sie könnten sich als große Kröten zeigen. Die männlichen wie die weiblichen Wassergeister sperren die Seelen der von ihnen ins Wasser gezogenen und ertränkten Menschen in umgekehrte Töpfe. Wird ein solcher

Topf umgestoßen, so steigt die befreite Seele als Luftblase aus dem Wasser (Wuttke, Abschnitte 55 u. 56). — Es sind noch als Wasserbewohner die wenig bekannten Wasserzwerge zu erwähnen. — Bekannt sind auch die Sagen, die ganze Dörfer und Städte, welche Kirchen haben, deren Geläut aus dem Wasser klingt, in der Tiefe des Meeres oder der Seen wohnen lassen.

In den Getreidefeldern hausen in oder zwischen den Halmen die Getreidedämonen, die Wachstumsgeister, die bald männlich bald weiblich, bald einzeln bald pluralisch gedacht werden. Dem Deutschen pflegt der Getreidegeist meist entweder als häßliches Weib oder als Tier zu gelten. Als Weib gedacht kommen für diesen Dämon die Namen Kornweib, Kornmutter, Roggenmutter, Roggenmuhme, Tremsenmutter, Rockertsweible, Erbsenmutter, wilde Mutter vor. Als Tier findet man ihn mit Namen bezeichnet, wie Roggenwolf, Kornhund, Kornroß, Halmstier, Kornbock, Austbock, Habergeiß. In dem vom Winde bewegten Getreide sieht man die Bewegungen des Weibes oder Tieres. Der Korndämon wird meist in der letzten Garbe gefangen und getötet. Wie alle Naturgeister sind auch die Korndämonen zu verschiedener Verwandlung fähig. „Die blauen Kornblumen, mehrere Insekten und Vögel“, sagt Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, S. 179, „scheinen als Gestalten gegolten zu haben, unter denen der Getreidebock zeitweilig dem Auge sichtbar wird.“ Von freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mensch und Getreidedämon kann ich nichts finden; das Volk stellt sich unter ihm ein widerliches Wesen vor. Geradezu als Scheusal pflegt er hie und da gedacht zu werden: Die Leute von Nüziders im Walgau sehen nach Mannhardt in der Habergeiß ein Wesen, das im ganzen die Gestalt einer Geiß hat, mit Pferdefüßen und mit einem Maul, das einer halbgeöffneten Hanfbreche gleicht. Dem Tiroler ist die Habergeiß halb Vogel halb Geiß. Allen Getreidedämonen ist die Gefährlichkeit gemeinsam, gern ziehen sie Menschen, vor allem Kinder, ins Getreide und töten sie.

Mit besonderer Liebe hat sich die primitive Welt, auch die deutsche, der Entwicklung der Beziehungen zwischen Baum und Mensch angenommen. Der Baum wird oft geradezu als Mensch behandelt und angesprochen. In Westfalen zeigte man

den Bäumen den Tod des Hausherrn an, indem man sie schüttelte und sprach: „Der Wirt ist tot!“ Wenn die mährische Bäuerin noch klebrige Hände vom Weihnachtsteige hat, streichelt sie mit diesen Händen die Obstbäume und spricht: Bäumchen, bringe viele Früchte. Mannhardt berichtet (s. Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875, S. 9), „daß manche Bäume von allen Vorübergehenden begrüßt wurden, z. B. die Gyldeeiche in Schweden. Man grüßte sie wie eine Person: «Guten Morgen, Gylde! Guten Abend, Gylde!» In der Oberpfalz und anderwärts läßt man sich die Bäume verständnisvoll unterhalten. Die von den Holzhauern angeschlagenen Bäume seufzen, der fallende Baum stöhnt. Mannhardt erzählt die oberpfälzische Sage, wonach ein Waldbesitzer und ein Förster zum Fällen einen von zwei schönen Bäumen ausgesucht hätten: Da seufzten die Bäume und schwankten hin und her. Der Herr rief: «Wer hat da geseufzt?» Niemand antwortete. Da trieb die Furcht die beiden Männer von dannen, und die Bäume waren gerettet.“ Nach Mannhardt sollen noch jetzt die oberpfälzischen Holzhauer die Bäume um Verzeihung bitten, ehe sie ihnen „das Leben abtun“.

Ganz allgemein war einst die Furcht, Bäume zu verletzen, und der Glaube herrschte, daß verletzte Bäume bluten könnten. Wer mutwillig einen Baum anhieb, besonders einen heiligen Baum, der schlug sich dabei selber ins Bein. Die Angst, den Baumgeist zu beleidigen durch unberechtigtes Abreißen der Zweige oder gar durch das verpönte Abschälen der Rinde, herrschte früher weithin. Die Bäume rächten sich an ihren Beleidigern. Sie schickten Krankheiten. Es ist höchst merkwürdig, daß die Baumgeister als Krankheitsdämonen betrachtet wurden. Die zwischen Baum und Borke steckenden Würmer, Käfer und Larven wurden als die vom Baume zur Absendung bereiteten Krankheitserreger angesehen. So konnte die Annahme entstehen, die Krankheiten, die ja der Baum geschickt hatte, wären dadurch zu heilen, daß man sie in Bäume zurückbannte. Dieser Glaube ist in ganz Europa festgestellt worden. Beispiele dafür sind bei Mannhardt, Baumkultus, S. 14 ff., zu finden. Wir wollen nur zwei hier anführen. — In der Altmark schiebt man ein Läppchen mit drei aufgeträufelten Blutstropfen, die die un-

sichtbaren Krankheitsgeister in sich enthalten sollen, in das Loch einer Fichte, klebt es mit Jungfernhonig zu und spricht:

Guten Morgen, Frau Fichte,
Da bring' ich dir die Gichte.
Was ich getragen hab' Jahr und Tag,
Das sollst du tragen dein Lebetag.

Bei Zahnreißen geht man rechts um einen Birnbaum herum und schlingt um ihn die Arme mit den Worten:

Birnbaum, ich klage dir:
Drei Würmer, die stechen mir,
Der eine ist grau,
Der andre ist blau,
Der dritte ist rot.
Ich wollte wünschen, sie wären alle drei tot.

Diese beiden Beispiele rufen die Erinnerung an das zurück, was wir von den Meinungen der Primitiven über Krankheitsgeister im ersten Abschnitt vernommen haben: im ersten obiger Beispiele sind sie rein geistig vorgestellt, im zweiten werden sie, sinnlich faßbarer, als Würmer gedacht und erinnern so an den Wurm im Finger, den Herzwurm. Wir treffen hier also auf uns nun ganz vertraute Vorstellungen.

Die Baumseele ist aber, wie alle Naturgeister, nicht in ihren Wohnsitz gebannt. Sie tritt aus dem Baume heraus und entfernt sich von ihm beliebig weit und lange. Das glauben alle primitiven Völker. Es ist Sache lokaler Mythenbildung, sich von der frei und selbständig auftretenden Baumseele ein deutliches Bild zu machen; sie kann, wie schließlich alle dämonischen Phantasiegestalten der primitiven Welt, gedacht werden als menschlich gestalteter Geist oder Seelenmensch, als ein wirkliche Menschengestalt annehmendes Wesen, als Tier oder als Zwitterbildung zwischen Mensch und Tier. Die Baumgeister werden männlich und weiblich gedacht. Am bekanntesten sind dem Gebildeten die Pane, Faune, Satyrn, Dryaden und Hamadryaden der griechischen Welt. Die Baum- und Waldgeister des übrigen Europa faßt Krauß in seinem Buche, S. 69, nach einer auf Mannhardt zurückgehenden Aufzählung zusammen. Danach sind als Baum- oder Waldgeister anzusehen: die Vilen der Südslawen, die Ljeschie und Rusalken der Russen, die

Lesni panny oder Divéženy der Tschechen, die Holz- und Moosleute in Mitteleuropa, Franken und Bayern, die wilden Leute in der Eifel, in Hessen, Salzburg, Tirol, die Waldfrauen und Waldmänner in Böhmen, die Tiroler Fanggen, Fänken, Nörgel und selige Fräulein, die romanischen Orken, Enguane, Dialen, die dänischen Ellekoner, die schwedischen Skogsnufer. Alle werden von Mannhardt als eine Sippe mythischer Gestalten bezeichnet. — Wenn sich die Waldgeister unter die Menschen mischen, so sehen sie aus wie sie. In solcher Gestalt suchen sie sich menschliche Geliebte; die Holzfräulein können als mit menschlichen Männern verheiratete Frauen eine Zeitlang unter Menschen leben. In ihrer wahren Gestalt vertragen sie mehr oder weniger stark ihren Zusammenhang mit dem Baume. Die Moosleute Mitteleuropas werden zumeist zwergig gedacht, mit behaartem Körper, runzlichem Gesichte, das aussieht, als wäre es mit Moos bewachsen; daher ihr Name. Die Tiroler Fanggen haben behaarten Leib und einen Kranz von Eichenlaub auf dem Kopf. Die wilden Leute in Hessen sind in rauhe, gleichsam zottige, grüne Kleidung gehüllt, ihr Gesicht ist auch grün. Der wilde Mann in Tirol sieht aus wie eine moosbewachsene Fichte; die schwedische Skogsnufer ist in Tierfelle gekleidet und kann sich in Tiere des Waldes und in Bäume verwandeln; die russischen Ljeschie sind in zottige, meist grüne Haare gehüllt; die französischen Dames vertes sollen grüne Kleidung haben (s. Mannhardt, a. a. O., S. 147).

Die Waldgeister haben ihr Leben so lange, als der Baum, dem sie Seele sind, lebt und gedeiht; wird er umgehauen oder welkt er ab, so sterben sie. In Skandinavien und auch in Deutschland wird ihnen aber ein Todfeind zugeschrieben, der unablässig ihre Zahl dezimiert, indem er ihnen unermüdlich nachjagt und den Garaus macht. Es ist der wilde Jäger, die Personifikation des den Wald gewalttätig behandelnden Gewitters, der Sturm- oder Gewittergeist. Der wilde Jäger setzt mit seinen Hunden den Moosleuten nach. Man sieht das angstvoll mit flatternden Haaren dahinfliehende Waldweib und hinter ihr zu Roß herstürmen den wilden Jäger, der bald zurückkehrt und die bluttriefende Leiche der erschlagenen Waldfrau als Beute quer über dem Sattel hängen hat. Wer in das Hussa

und Lärmen der herankommenden wilden Jagd mit einstimmt, dem wirft der wilde Jäger als Jagdanteil einen Fuß, Schenkel oder ein Viertel von dem Moosweibe herunter.

Später, als die Vorstellung, daß das Leben eines Geistes aufs engste verknüpft sei mit dem Leben eines Baumes, unklar wird und verschwimmt, bildet sich, in dunkler Erinnerung an die alten Vorstellungen, der Gedanke aus, das Schicksal mancher Menschen sei mit dem Schicksal eines bestimmten Baumes aufs innigste verbunden. Es kommen dann z. B. Sagen auf, die erzählen, daß bestimmte Menschen, denen bei der Geburt sogenannte Lebensbäume gepflanzt wurden, in die Ferne ziehen und daß an dem Zustand ihres Lebensbaumes dann zu erkennen ist, ob es ihnen in der Fremde wohl ergeht. Blüht und gedeiht ihr Baum, so sind die fernen Menschen wohl, kränkelt er, so ist das ein Zeichen, daß sie leiden; stirbt der Baum ab, so sind sie tot. Wer umgekehrt den Lebensbaum eines Menschen beschädigt, tut seinem Besitzer einen Schaden, wer ihn umhaut oder verbrennt, der tötet ihn. Das bekannteste Motiv aus dieser Sagenreihe ist die Mythe von Meleager, der sterben muß, als der Holzklotz, mit dem sein Leben verknüpft ist, vom Feuer verzehrt wird.

Als man die Baumgeister mit der Zeit völlig vergessen hatte, kamen die Sagen auf, daß die Seelen der Menschen, die sich in der Nähe eines Baumes getötet oder die sich am Baume erhängt hatten, darin hausten. Man hatte also noch wohl in Erinnerung, daß Wesen, Geister im Baume hausten und suchte zum Ersatz für die vergessene Beseelung durch Baumgeister nach einer Erklärung dafür. So kommt ferner die Idee auf, daß die Seelen der Toten in diejenigen Bäume oder Blumen eingehen, die auf dem Grabe wachsen. In alten Volksliedern ist häufig die Idee zu finden, daß aus dem Blute oder dem Grabe ermordeter Unschuldiger oder Liebender Blumen, meist Lilien, wachsen, in denen ursprünglich die Seelen der Toten wohnend gedacht wurden. Wenn man heute die Gräber der Verstorbenen mit Blumen und Sträuchern bepflanzt, so tut man es nach Mannhardt in Fortsetzung des Gebrauchs unserer Altvordern, solchen Pflanzen, die auf dem Grabe der Angehörigen gewachsen waren, eine pietätvolle Pflege angedeihen zu lassen, weil man in sie

auf einer gewissen Stufe der Entwicklung des Aberglaubens die Totenseele eingegangen dachte.

Mit den bis jetzt besprochenen Wahngestalten ist die Reihe der Geistwesen, die der Allbeseelung ihr Dasein verdanken, noch lange nicht erschöpft. Da sind noch die Mittagsgespenster, die guten Lichtelben und die bösen Schwarzelben, die Alraunen, Drachen, Kobolde usw. zu erwähnen und zu berücksichtigen. Wir können uns aber unmöglich auch noch mit ihnen beschäftigen, da die Grenze, die dieser Arbeit gesteckt ist, sonst weit überschritten würde. Wir dürfen sie aber ruhig um deswillen in den Hintergrund treten lassen, weil sie für unsere Zwecke weniger ergiebig sind. Die von uns ausführlicher betrachteten Dämonen des Waldes, Ackers und Wassers scheinen die Lieblinge der primitiven Phantasie zu sein; sie sind am reichsten entwickelt.

4. Kapitel.

Der Verwandlungsglaube.

a. Seine Entstehung.

Die mit so vielen verwandlungsfähigen Göttern und Dämonen angefüllte primitive Welt ist nun der Boden, aus dem der Glaube an die Verwandlung des Menschen zu einem Objekt der Außenwelt aufgewachsen ist. Wie hat man sich nun die Entstehung dieses Glaubens zu denken?

Zunächst müssen wir uns nochmals kurz die Entstehung der Götter und Geister, die die primitive Welt entwickelt hat, vor Augen halten. Als Grundidee haben wir die Vorstellung des Naturmenschen anzusehen, daß in seinem Leibe ein ihm gleich sehendes Geistwesen hause, das der Urheber aller seiner Lebenstätigkeiten sei. Die so geschaffene Menschenseele wird das Muster und Vorbild für alle Geister. Wie die Seele ein unsichtbares, wenn auch materielles, sogar eßbares Ding ist, das ein tätiges und genießendes Leben nach der schließlichen Trennung vom Körper führen kann, so werden alle Geistwesen zu Wahngestalten, die diesem Vorbild gleichen. Wie die Seele um der verschiedensten Ursachen willen aus dem Leibe gehen